

zu, etwa wenn der Preisträger von 1976, Dr. Ernst Ludwig Ehrlich, sich des deutschen Judentums, wie es durch den Naziterror zerstört wurde, erinnert (103–111). In dem Band finden sich – fast möchte man sagen: trotz der sprachlichen Gattung – auch literarische Perlen. Es sei nur die Laudatio von Günter Kunert auf Isaac Bashevis Singer genannt (157–162) oder die Dankesrede des Preisträgers des Jahres 1977, Friedrich Dürrenmatt (121–134). Das Buch belegt, dass der Deutsche Koordinierungsrat der Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit bei der Verleihung der Buber-Rosenzweig-Medaille, über deren Entstehung und Aufgabe Martin Stöhr einführend als Zeitzeuge Auskunft gibt (7–13), keineswegs immer nur „bequeme“ Preisträger wählte, dass er aber immer inmitten des gesellschaftlichen Diskurses entschied. Den Herausgebern des Buches ist Recht zu geben, dass diese Textsammlung „einen faszinierenden Gang durch Teilbereiche der letzten vierzig Jahre Kultur- und Geistesgeschichte Deutschlands“ eröffnet. In Zeiten, in denen manche die christlich-jüdische Zusammenarbeit gefährdet oder ermüdet sehen, kann dieses Buch Mut machen. Die Preisträgerinnen und Preisträger der Buber-Rosenzweig-Medaille sind nicht irgendwelche Nischenbewohner, sondern Menschen, die aktiv an der Gestaltung und Verbesserung der Gesellschaft mitgewirkt haben. Ihr großes Engagement für die Verständigung zwischen Juden und Christen kann als Ermutigung und Verpflichtung zugleich gelesen werden.

Markus Thureau, Berlin

Andreas Pangritz (Hg.), **Biblische Radikalitäten**. Judentum, Sozialismus und Recht in der Theologie Friedrich-Wilhelm Marquardts. Ergon Verlag, Würzburg 2010. 224 Seiten.

Ich studierte Ev. Theologie von 1975 bis 1980 in Wuppertal und Bonn. 30 Jahre nach der Befreiung der Konzentrationslager ‚diskutierte‘ Berthold Klappert in Seminaren noch über ‚Kreuz und Auferstehung‘ (vgl. das von ihm 1971 in 4. Auflage herausgegebene Buch: Berthold Klappert, *Diskussion um Kreuz und Auferstehung*), die Bonner Lehrer bereiteten ihre ablehnende Haltung gegen den Rheinischen Synodalbeschluss von 1980 vor, ohne entsprechende Vorlagen in Lehrveranstaltungen einzubringen. Mich verwundert heute nicht mehr, dass das, was wir heute den auch auf akademischer Ebene geführten jüdisch-christlichen Dialog nennen, an mir damals

spurlos vorüber gegangen ist. Es ist, glaube ich, eher weniger meiner Ignoranz geschuldet, als einer theologischen Lehrtradition, die so gut wie ungebrochen ihre teils fatale biblisch und systematisch-theologische Hermeneutik der Israelvergessenheit über die Jahre der Schoa hinweg gerettet hatte. Die Lehrer schwiegen. Mehr noch, sie ignorierten. Die zaghaften Versuche, das Judentum für die christliche Theologie fruchtbar zu machen, hatten noch keinen Eingang in die Curricula theologischer Lehrveranstaltungen gefunden, die ich hätte besuchen können.

■ Hat sich seit Mitte der 70er Jahre in den Fakultäten Wesentliches verändert? Dass es nur wenige zaghafte Versuche gab, mag auch daran liegen, dass sich die wenigen Protagonisten in dieser Frage einerseits auf ein Territorium begaben, das nach wie vor theologisch, politisch und gesellschaftlich vermint war. Andererseits, obwohl Ergebnis eigener Forschung und Reflexion und darum unwiderrufbar und unumkehrbar, wollte kaum jemand Licht in die Finsternis traditioneller Hermeneutik bringen, denn persönliche Aversionen gegenüber Juden waren allerorts lebendig. Auf diese Ambivalenz z. B. bei Karl Barth weist *Andreas Pangritz* in seinem Beitrag „Judentum und Sozialismus in Friedrich-Wilhelm Marquardts Barth-Rezeption“ hin. Barth, so Marquardt, schien selbst überrascht (aber nicht ohne Sorge), welche Schlüsse Marquardt aus seiner „Israellehre“ gezogen hatte. Auf der anderen Seite gab Barth in einem Brief an Marquardt unumwunden zu, er habe „in der persönlichen Begegnung mit dem lebendigen Juden [...] immer so etwas wie eine völlig irrationale Aversion herunterzuschlucken“ gehabt. Zu diesem „gewissermaßen allergischen Reagieren“ könne er selbst nur „pfui“ sagen. Es könne aber durchaus sein, dass sich dieser antijüdische Affekt, dem gerade von seinen theologischen Voraussetzungen her widersprochen werden müsse, in seiner Israellehre „retardierend ausgewirkt“ habe (44).

■ Allein schon die Dokumentation dieses Eingeständnisses Barths und seines Zusammenhangs macht den vorliegenden Band lesenswert. Lesenswert auch deshalb, weil es den Blick auf einen Lehrer lenkt, der die Gedanken Barths in, wie ich meine, die bisherige Lehrtradition überwindender Weise durchbrach, die Hermeneutik zurechtrückte, Jesus von seinem Jude-Sein her verstand, Jesu Treue und Liebe zur Tora ins Gespräch brachte und so zum einen das Judentum als eine eigenständige Glaubensweise neben dem Christentum, zum anderen das Judentum für christliches Denken und Handeln als fundamentalen Kontext reflektierte. Erst in der Zusammenschau alten und neuen oder ersten und zweiten Zeugnisses können biblische Texte

in ihrer Radikalität für christliche Theologie und Theologen begriffen werden, eine Erkenntnis, die dem Forschen, Schreiben und Lehren Marquardts zu verdanken ist, aber nach wie vor in allen Bereichen christlicher Theologie, ob in der Exegese, der Systematik oder Katechese einer notwendigen und angemessenen Rezeption harrt.

Barth, aber nicht nur er, begegnete jüdischen Menschen und dem nach wie vor und der Treue Gottes zu verdankendem existierenden Judentum mit Aversionen. Nicht allein Aversion, sondern heftigste Reaktion Vieler gilt es zu beobachten, wenn in biblisch-theologischen Zusammenhängen, so wie bei Barth und Marquardt, der Begriff ‚Sozialismus‘ Verwendung findet. Für mich unverständlich, weil vielleicht emotional unbelastet, ist das Erschrecken vieler Mitmenschen heute, aber auch vieler akademischer Lehrer, mit denen sich Marquardt auseinandersetzen musste, wenn er die ethische Konsequenz biblischer Aussagen in die Nähe eines für ihn durchaus positiv besetzten Begriffes des Sozialismus rückt. Neben Andreas Pangritz beschreiben auch *Coen Wessel* und *Peter Winzeler* die Marquardt'schen Gedanken, die den Schüler die Überlegungen des Lehrers Barth weiterbuchstabieren lassen. So wird Marquardt zum beeindruckenden Lehrer heutiger Generationen, dessen Einfluss weit über den europäischen Horizont hinausreicht und selbst Eingang in die „minjung-Theologie“ findet, die vielleicht als das asiatische Pendant lateinamerikanischer Befreiungstheologie bezeichnet werden kann. Über diese berichtet in der hier rezensierten Vortragssammlung des Internationalen Symposiums „*Biblische Radikalitäten – Zur Aktualität der Theologie Friedrich-Wilhelm Marquardts*“, das im Juli 2008 am Ökumenischen Institut der Universität Bonn stattfand, *Paul S. Chung*.

Micha Brumlik warnt in seinem Beitrag davor, Marquardts Hinweis auf den Zusammenhang von Judentum und Sozialismus in Barths Gedanken könnte alte antisemitische Klischees bedienen. Dies ist meines Erachtens erschreckend und absurd zugleich, erschreckend, weil er den vielleicht richtigen Eindruck erweckt, wir hätten aus der Schoa nichts gelernt, absurd, weil sie ja nicht grundlos von Barth und seinem Schüler Marquardt in Zusammenhang gebracht werden und ja auch einen Kern jesuanischer Lehre darstellen, dem wir uns konsequent stellen müssen, es sei denn, wir denken nur über den Teil christlicher Lehre nach, der uns genehm und politisch und gesellschaftlich und theologisch korrekt erscheint. Der Vollständigkeit halber seien auch die Beiträge von *Gregor Taxacher* über Marquardts Eschato-

logie erwähnt, sowie die Vorträge von *Barbara U. Meyer* und *Coen Constandse* über Gebot, Gesetz und Halacha. Gerade die Ausführungen Marquardts über eine „Evangelische Halacha“ wird so manchem protestantischen Zeitgenossen arg zu denken geben, hat evangelische Theologie aus unbegründeter Sorge in dieser Frage, um ein Bonhoefferwort zu verfremden, oftmals den Kopf, das Gefühl und den Verstand verloren.

Holger Banse, Hamm/Sieg

Stefanie Pfister, **Messianische Juden in Deutschland**. Eine historische und religionssoziologische Untersuchung. Dortmunder Beiträge zu Theologie und Religionspädagogik, Bd. 3. LIT Verlag, Münster 2008. 441 Seiten.

Bei diesem Buch handelt es sich um die Dissertation, mit der Stefanie Pfister an der Technischen Universität Dortmund an der Fakultät für Humanwissenschaften und Theologie bei dem Neutestamentler Rainer Riesner promoviert hat. Aber, auch wenn dies eine wissenschaftliche Forschungsarbeit ist, so lässt sie sich dennoch erstaunlich gut lesen. Das liegt vielleicht auch daran, dass hier ein wirklich neuartiges (und interessantes) Themenfeld bearbeitet wird. Bislang gibt es entsprechende Studien für die messianischen Juden in den USA („Jews for Jesus“ und andere) und auch in Israel – aber eben nicht für die messianischen Juden bei uns.

Pfister betritt hier also Neuland und versteht ihren Beitrag zu Recht als Pionierarbeit. Mit den Methoden der empirischen Sozialforschung hat sie sich dem Thema angenähert. Seit Beginn der 90er Jahre gibt es messianische Juden in Deutschland, und zwar als Folge der Zuwanderung von Juden aus Russland. Zahlenmäßig ist diese messianisch-jüdische Gemeinde freilich sehr klein: deutschlandweit etwa 1000 Menschen, auf derzeit 39 Gemeinden und Gruppen verteilt. Dennoch verdient dieses Phänomen Beachtung: zum einen, weil die Anzahl messianischer Juden nach wie vor ansteigt – auch wenn die Tendenz zum Wachstum durch ein neues Zuwanderungsgesetz inzwischen gebremst wird: Seit dem Jahr 2005 müssen Einwanderungswillige aus Russland die Aufnahmezusage einer jüdischen Gemeinde vorweisen. Da messianische Juden vom *mainstream*-Judentum keinesfalls als zugehörig angesehen werden, ist die Immigration von bereits zum Christentum „bekehrten“ Juden nicht mehr möglich. Das Wachstum muss sich auf jene beschränken, die sich dieser Richtung erst hierzulande anschließen. Kon-